

Herborner Tageblatt.



Organ für den Dillkreis und den Westerwald.

Druck und Verlag der J. M. Beck'schen Buchdruckerei, Otto Beck, Herborn.

Anzeigen kosten die kleine Zeile 15 Pfennig. — Reklamen die Zeile 40 Pfennig.

Geschäftsstelle: Kaiserstraße 7.

Fernsprecher-Anschluß Nr. 20.

Nr. 235.

Fernsprecher: Herborn Nr. 20

Mittwoch, den 7. Oktober 1914.

Fernsprecher: Herborn Nr. 20

71. Jahrgang.

Habib-Ullah-Chan im Felde!

Unter all den schwachen und ängstlichen Staaten, die diesen weltgeschichtlichen Tagen bangen um ihr bisheriges Dasein, hebt sich glänzend heraus — der Emir von Afghanistan. Dem Manne muß zumute sein, als fielen Sterne vom Himmel und geradenwegs in seinen

Seit 20 Jahren zerbrechen sich die Herren Emire des fernen Landes, der jetzige Habib-Ullah ebenso wie sein Vater Abdurrahman, die Köpfe, was bei der schlimmen Lage des Landes zu tun sei. Abdurrahman träumte von einem muslimanischen Dreikönigtum, der die Türkei, Persien und Afghanistan umfassen sollte, um die islamitische Welt gegen den Andrang der Europäer zu ver-

Da sollten sogar die Gegensätze der verschiedenen Abarten dieser Religion verwischt werden; Sunniten und Schiiten und all die verschiedenen Sektarien sollten sich wieder unter der gemeinschaftlichen Fahne Mohammeds sammeln. Aber ach, was aus der Türkei hörte, war wenig erbaulich, eine gewisse Bitterkeit: die Abdröckelung der Lande des Orients machte in Tunis, Ägypten, Tripolis immer mehr Fortschritte. Ja selbst in Europa, z. B. ging O-

stien verloren, nachdem schon vorher die Griechen, Rumänen und Bulgaren selbständig geworden waren. Und als dann 1901 Abdurrahman starb und sein Sohn Habib-Ullah vererbte, da wurde es mit der Türkei nicht besser, sondern immer noch schlimmer.

Der Emir aber, der in Aussicht genommene andere Dreikönigtum, war schon gar nicht mehr da, im Norden hatten die Russen und am Meerbusen die Engländer. Im Osten und im Süden wartete bloß noch, wann es von Norden oder Süden her verschluckt würde. Anschallah! Wenn es schon nicht anders war, daß es Afghanistan gehen sollte, so mußte es wenigstens ein wenig gerettet werden.

Die jüngeren Kanten Gebiete, die früher unweitig zu Afghanistan gehörten, sich in britische und russische Farbe färbten, ein Zeichen, daß da in aller Stille und Heimlichkeit etwas im Gange war, was wenig geräuselt worden ist. Afghanistan schien noch zu halten, wie die Türkei und Persien auch, der eine es dem andern nicht gönnte, und Zukunfts- sichten haben schon den Augenblick, den der Japanerkrieg

gehoben hatte, da doch noch der russische Bär und der englische Tiger sich auf den Gefilden Afghanistans zu zeigen. Der Emir Habib-Ullah ließ sich auf den Kopf wiegen und sprach: Allah weiß es besser!

Die Boten melden ferner einstimmig, daß sowohl im Norden wie im Osten die Grenzposten schwächer und weniger wurden. Man brauchte die russischen und die deutschen Truppen ersichtlich an anderer Stelle. Da der Emir nicht lange und rückte gleichzeitig in Richtung auf den Persischab ein. Vielleicht errichtet er

nach wie der große Tamerlan ein Weltreich, das vom Ural bis an den Stravaddi reicht.

Wir wollen nicht in den Fehler unserer Feinde verfallen, die ohne Bedenken Turkos, Japaner und Sulu- kassern gegen uns ins Feld führen. Aber immerhin, wenn wir die Afghanen betrachten, brauchen wir uns ihrer nicht so sehr zu schämen. Sie sind größtenteils persischer und indischer Abstammung, einige Stämme sollen von den Kurden stammen und in anderen soll auch turanisches, west-

mongolisches Blut fließen, Beimischungen semitischer Natur mögen aus Arabien und Mesopotamien gekommen sein. Im großen ganzen herrscht also wohl das indogermanische Blut vor, und bei dem turanischen Einschlag wollen wir nicht vergessen, daß solcher sich bis nach Europa geltend macht, in Rußland sowohl wie in Ungarn und vielleicht noch weiter. Große Kultur sollen die Afghanen nicht haben, aber sie sind kriegerische und tapfere Leute, die gern kämpfen. Die reguläre Armee mag 50 000—60 000 Mann betragen, wozu im Kriegsfall eine Menge Freiwillige kommen würden. Sie haben gute Flinten von allerlei Art und etwa 200 Geschütze. Den Engländern, die schon früher mit ihnen ver-

schiedentlich anbanden, haben sie immer gut heimgezeigt. Das Heer ist noch von Abdurrahman, der 1901 starb, in dieser Weise entwickelt worden. Von dem jetzigen Emir hat man bisher nicht viel gehört. Immerhin, er scheint auf der Wacht zu sein.

Der Krieg.

W.B. Großes Hauptquartier, 5. Okt. abends.

(Amtlich.) Vor Antwerpen sind die Ports Kessel und Bröchem zum Schweigen gebracht. Die Stadt Lierre und das Eisenbahnfort an der Bahn Mecheln-Antwerpen sind genommen.

Auf dem rechten Flügel in Frankreich wurden die Kämpfe erfolgreich fortgesetzt.

In Polen gewannen die gegen die Weichsel vorgehenden deutschen Kräfte Führung mit den russischen Truppen.

[Sieg über die verbündeten Japaner und Engländer.]

Berlin, 6. Okt. (Nichtamtlich.) Die „B. Z. am Mittag“ meldet: Von unserem besonderen Berichter-

statter aus Rotterdam wird uns heute gemeldet: Beim ersten Sturmangriff auf die Infanteriewerke von Tsingtau wurden die verbündeten Japaner und Engländer mit einem Verlust von 2500 Mann zurückgeworfen. Die Wirkung der Maschinengewehre und Geschütze war ver-

nichtend. Der rechte Flügel der Verbündeten wurde von dem österreichisch-ungarischen Kreuzer „Kaiserin Elisabeth“ und dem deutschen Kanonenboot „Jaguar“

wirksam beschossen. Die deutschen Verluste sollen gering sein. Die Japaner warten Verstärkungen aus Japan ab.

Die Russen geschlagen.

Wien, 6. Okt. (Nichtamtlich.) Amtlich wird ver-

lautbart: Die Operationen in Russisch-Polen und Galizien schreiten günstig vorwärts. Schulter an Schulter kämpfend warfen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den Feind von Opatow und Klimow gegen die Weichsel zurück. In den Karpathen wurden die Russen am Ussaderpaß vollständig ge-

schlagen.

Der stellvertretende Generalstabschef:

von Höfer, Generalmajor.

(Wolffbüro.)

Die Fortschritte auf dem rechten deutschen Flügel.

Genf, 5. Okt. (Nt. Bln.) Die Kämpfe bei Arras dauern fort mit großer Erfolgsaussicht für die Deutschen. Ebenso eifrig setzt Generaloberst v. Klud seine Aktion in der Gegend von Roye fort. Die Franzosen gestehen es ein, daß wegen ernstlicher Bedrohung ihres äußeren rechten Flügels der Angriff vor dem Eintreffen der Verstärkungen bedenklich wäre.

Der Sohn des Ministerpräsidenten Viviani, der als Infanterist mitkämpft, wird vermisst. Vermutlich ist er gefangen.

Eine französische Niederlage.

Zürich, 5. Okt. Von der elässischen Grenze wird be-

richtet, daß die Franzosen am 1. Oktober aus dem Münster- tal in der Richtung nach Solmar vorzudringen versuchten. Die Deutschen hatten sich bei Stosswiler gut verschanzt, ließen die französischen Alpenjäger bis etwa 30 Meter heran-

kommen und eröffneten dann ein vernichtendes Feuer auf sie, dem nur wenige entgingen. Donnerstag und Freitag wurden die französischen Stellungen von deutscher Artillerie beschossen, am Samstag wurde auf deutscher Seite der Befehl zum allgemeinen Angriff gegeben. „Unaufhaltsam flürmten“, sagt ein Bericht in den Basler Nachrichten, die deutschen Landwehrleute in die hohen Berge hinan. Zwischen dem Weissen und dem Schwarzen See kam es zum entscheidenden Gefecht. Mit großer Nähe hatte man die deutsche Artillerie darunter schwere Geschütze, hinaufgeschafft, die nun ein wirk-

sames Feuer auf die besetzten Stellungen eröffnete. Deutsche Infanterie drängte entzweit durch die Schlucht vor. Um 1 Uhr nachmittags begann der allgemeine Rückzug auf französischer Seite und um 2 1/2 Uhr war die Schlucht von Deutschen besetzt. Die Deutschen machten einige hundert Gefangene und erbeuteten einige Geschütze der französischen Gebirgsartillerie. Man schätzt die Verluste der Deutschen auf etwa 250 Mann, die der Franzosen auf mindestens 500.

Adel.

Roman von Ludwig Habicht.

(Nachdruck verboten.)

Sechzehntes Kapitel.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind, Herr Graf!“ Mit diesen Worten empfing der alte Christian Bernhard, noch ehe dieser den Hof verlassen hatte.

„Was gibt es, Christian? Was ist geschehen?“ fragte der Graf aus seinen süßen Träumen geweckte junge Graf er- sprang vom Sofa, ohne die ihm dargebotene Hilfe zu nehmen und schlug so heftig den Kopf auf dem Schlosse ein, daß der alte Mann Mühe hatte, an der Seite zu bleiben.

Der Herr Graf ist plötzlich sehr krank geworden. Er hat einen heftigen Schüttelfrost und wir fürchten, er könne uns unter der Hand verlassen. Wir haben folglich nach dem Doktor ge-

schickt, aber er ist noch nicht gekommen“, berichtete der Diener dem Grafen.

„Aber wie ist denn das gekommen?“ fragte Bernhard und schaute unglücklich auf den Abgang der breiten erleuchteten Treppe.

„Er befand sich ja ganz wohl, als ich Abschied von ihm nahm, und redete mir noch zu, ich solle die Gesellschaft nicht verlassen; hätte ich das geringste Anzeichen von Gefahr bemerkt, so würde ich nicht von ihm gegangen sein.“

Der Herr Graf befand sich auch den ganzen Nachmittag wohl“, berichtete Christian, während beide ihren Weg zum Abend kam ein großes Schreiben mit einer weißen Marke, es mag wohl vom Gericht gewesen sein, das ihm hineingebracht wurde, wie er es häufig

habe. Raus hatte ich den Gang hinunter eilende Schritte gemacht. „Wann bleibst Du nicht bei ihm?“ fiel ihm Bernhard auf.

Der Herr Graf winkte mir, ich solle gehen und ich konnte nicht länger, er mag es nicht leiden, wenn man neben ihm steht, wenn er einen Brief liest, da —“

„Schon gut, schon gut“, unterbrach der Graf ungeduldig die Auseinandersetzung des redseligen Alten. „weiter! weiter!“

„Da öffnete die Schwester“, die im Nebenzimmer gesessen hatte, die Tür und rief, ich solle sogleich zurückkommen. Sie hatte einen Aufschrei und einen Fall gehört. Der Herr Graf, der mitten im Zimmer gestanden und den Brief gelesen hatte, lag auf dem Teppich, die Augen waren ihm aus dem Kopf herausgetreten, in seiner Brust schien es zu hämmern, der Atem kam stoßweise und brohte ganz auszubleiben. Die Finger hatte er ineinander gekrallt und hielt dazwischen das Schreiben so fest, daß wir es nicht fortnehmen konnten, wir hätten es sonst zerrissen.“

„Und jetzt?“ fragte Bernhard.

„Jetzt ist der Anfall vorüber. Wir haben den Herrn Grafen ins Bett gebracht; er ist sehr schwach, dabei aber von großer Unruhe. Alle fünf Minuten hat er gefragt, ob Sie noch nicht da wären, Herr Graf, und hat mich hinuntergeschickt, nachzusehen, ob der Wagen noch nicht komme.“

„Es handelt sich um Leonarbo!“ dachte Bernhard sogleich und sprang heftig die letzten Treppentufen empor.

Vor dem Schlafzimmer des alten Grafen kam ihnen die Krankenpflegerin entgegen und hat: „Schnell, schnell, Herr Graf! Die Unruhe des alten Herrn Grafen ist gar zu groß. Er hat mich Ihnen entgegen geschickt und befohlen, ihn mit Ihnen allein zu lassen. Bitte, sehen Sie zu.“

„Und Sie fürchten für ihn?“ unterbrach sie Bernhard.

„Später, später sage ich Ihnen meine Ansicht“, entgegnete die Pflegerin, „dann wird auch der Arzt da gewesen sein und Ihnen Bescheid gegeben haben, jetzt gehen Sie nur zu ihm.“

Als Bernhard in das durch eine von der Decke herabhängende Ampel matt erleuchtete Schlafzimmer trat, durchsuchte ihn ein heftiger Schreck; in den wenigen Stunden, während derer er den Vater nicht gesehen hatte, war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Graf Hubert sah in dem großen Bett, von vielen Kissen umhüllt, mehr als er lag; seine Züge waren spitz und eingefallen, die Farbe graubleich, als ob die Hand des Todes ihn schon gekennzeichnet hätte, nur in den Augen flackerte ein düsteres, unheimliches Feuer.

„Mein lieber, lieber Vater!“ rief Bernhard auf ihn zueilend.

„Was ist Dir zugestoßen? O, warum mußt ich Dich verlassen!“

Er ergriff seine welke Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Ach, wie froh bin ich, daß Du da bist!“ sagte der Graf mit schwacher Stimme. „Meine Stunden sind vielleicht gezählt und ich habe Dir noch viel zu sagen.“

„Nicht doch, lieber Vater, Du wirst uns noch lange erhalten bleiben“, antwortete Bernhard gegen seine Ueberzeugung, denn das Befinden des Kranken erschien ihm im hohen Grade besorgniserregend. „Aber willst Du mit Deinen Mitteilungen nicht bis morgen warten? Du bist heute so sehr angegriffen und solltest Dich erst doch Schlaf stärken.“

„Nein, nein“, erwiderte der Graf eigensinnig. „Du mußt es noch heute erfahren. Da setze Dich hin und höre zu.“ Er wies auf den neben seinem Bett stehenden Lehnstuhl und Bernhard gehorchte ihm, wohl einsehend, daß jeder Widerspruch nur schädlich auf den Kranken wirken könnte.

Leise und stockend begann der Graf seine Erzählung:

„Ich habe einen Schritt ohne Dein Wissen getan. Als der Berliner Rechtsanwalt, an den wir geschrieben hatten, uns geantwortet, sein Vorkommen sei zwecklos, er könne nicht beantragen, daß man einen schweren Verbrecher, sei er wer er sei, in Freiheit setze, da wollte ich mit den Advokaten nichts mehr zu tun haben und schrieb an das Gericht, ich verzichte auf die Bestrafung des Angeklagten und bitte, ihn augenblicklich frei zu geben.“

„Warum hast Du mir gar nichts von diesem Schritt gesagt?“ fragte Bernhard mit leiser Vorwurf und der Graf erwiderte: „Ach, ich fürchtete, Du würdest auch Einwendungen machen; da lies die Antwort!“ fügte er hinzu und reichte dem Sohn das Schreiben, das er unter der Bettdecke verborgen gehalten hatte.

„Man gibt ihn mir nicht los, mein Verzicht auf seine Bestrafung hat keine Gültigkeit, die Gerechtigkeit müßte ihren Lauf haben und der Schuldige bestraft werden. Ist das nicht unerhörte?“

Die Aufregung überwältigte ihn, er vermochte nicht mehr zu sprechen. Das Haupt zurücknehmend schaute er zu, wie Bernhard das in sehr höflichen, aber sehr bestimmten Ausdrücken abgefaßte Schriftstück las und suchte in seinen Mienen zu lesen, welche Stellung er dazu einnahm. Als der Sohn noch ein paar Minuten schwieg und das Schreiben nachdenklich in der Hand

Die deutschen Flieger über Compiègne.

Kopenhagen, 5. Okt. (Rit. Bln.) Der „Matin“ teilt mit, die deutschen Flieger bombardierten Compiègne und beschädigten namentlich den Bahnhof.

Die Kopfschmerzmittel in der französischen Armee.

Berlin, 5. Okt. (W. B. Nichtamtlich.) Aus dem in deutsche Hände gefallenen Tagebuch eines französischen Truppenarztes der vierten Kompanie des 6. Pionierregiments sind uns nachstehende Aufzeichnungen zur Verfügung gestellt worden.

Ueber den Rückzug der Franzosen bei Paris heißt es:

Es gibt keine Ordnung und Disziplin mehr. Die Generalstabsoffiziere sind vollständig kopfschmerzhaft. Wir haben nichts vorgefunden, man fühlt den Zusammenbruch. Es ist beinahe ein: Rette sich, wer kann!

Aus dem Quartier bei Maisonnelle berichtet er: Die Verwundeten sind sämtlich, und das ist das Empfindendste, von zwei oder drei Kameraden geleitet, die nichts mehr und weniger sind als Drückerger. Es sind Soldaten aus dem Süden; sie sind umgekehrt, fast ohne zu kämpfen, und sind glücklich, einen Verwundeten zurückbringen zu können, um einen Vorwand für ihr Ausweichen zu haben. Nichtsdestoweniger bleiben sie Großmänner und rühmen sich ihrer schönen Auf- führung.

Ueber die Auflösung jeglicher Mannes- zucht berichtet folgende Stelle: Das Schauspiel in Attigny war widerwärtig. Es herrscht die Ver- rücktheit und außerdem, was das Beschämendste ist, die Plünderung. Soldaten erbrechen die Türen, trinken allen Wein und allen Alkohol, den sie finden, und plündern sogar die Zuckerküchen. Das sind keine Menschen mehr, das sind wild gewordene Tiere. Ein Infanterist vom 17. Korps, das überall feige floh, ohne zu kämpfen, brüstete sich damit, daß er einen verwundeten Deutschen durch Fußtritte getötet habe.

Ueber die Truppen aus dem Süden schreibt der Arzt: Die Truppen des Südens sind hassenswert; und welche Kopfschmerzmittel. In einem Augenblick be- hauptet einer, drei Mäner gesehen zu haben, sofort ergreift das ganze Bivouac die Flucht, und dabei steht hier fast ein ganzes Armeekorps. Wirklich, wer nicht solche Tage miterlebt hat, kann sich keinen Begriff machen, bis zu welchem Punkte sich Menschen er- niedrigen können.

Die Meinung, Verräter für die französischen Niederlagen verantwortlich zu machen, spricht aus folgenden Zeilen: Während der Nacht hören wir auf allen Seiten Verrätergeräusche der Spione, die uns um- geben und alle unsere Bewegungen signalisieren. Der Deutnant Gossion mit einer Patrouille entdeckte einen Deutschen in einem Hause; der Spion trug französische Uniform. Im übrigen sagt man und selbst seine eigenen Stabssoffiziere —, daß Chéroux verrückt oder an Deutschland verkauft sein müsse, um uns zu führen, wie er es tut.

Tagesbefehl an bayerische Truppen.

München, 5. Okt. Aus Anlaß der Erstürmung des Forts Camp-des-Romains hat der Kommandeur der 6. Bayerischen Division, Generalleutnant von Hoeft, folgenden Tagesbefehl erlassen:

Die 6. Bayerische Division mit zugeteilter preussischer Artillerie und Pionieren hat heute das Sperrfort bei

hielt, begann er wieder: „Nun, was sagst Du dazu? Wen geht es etwas an, wenn mich jemand verwundet hat? Ich allein habe das Recht, seine Bestrafung zu fordern und wenn ich darauf verzichte, so hat sich die Welt nicht weiter darum zu kümmern. Habe ich nicht recht?“

„Von Deinem rein menschlichen Standpunkt aus hast Du vollkommen recht“, entgegnete Bernhard, die Worte sorgsam wägend, denn es war nicht leicht, dem empörten und durch die Antwort so tückisch erregten Grafen entgegenzutreten; — „aber unsere gesellschaftliche Ordnung fordert nun einmal, daß jede Schuld irgendwie geübt werden muß.“

„Ja, ja, Schuld und Sühne!“ nickte der Graf, „aber das haben wir alle mit uns allein abzumachen. Ich will nicht, daß Leonardo bestraft wird, man soll ihn mir herausgeben, ich will es. — Ich will ihn wiedersehen und das sehr bald; ich —“ Ein heftiger Hustenanfall unterbrach seine Rede; ein Blutstrom entquoll dem Munde des Kranken.

Entsetzt sprang Bernhard auf und wollte die Klingel in Bewegung setzen, aber der Vater wehrte ihm. „Nein, nein, ich brauche niemand. Wenn Du mir einen letzten großen Dienst erweisen willst, dann hole mir Leonardo aus dem Gefängnis heraus.“

Bernhard schwieg tief erschüttert und mit schwächerer Stimme fuhr der Vater fort: „Das kannst Du nicht? Gönnt Du ihm nicht das Glück, daß er noch einmal am Herzen eines Vaters ruht?“

In dem Blick, den er auf den Sohn richtete, im Ton seiner Stimme brüllte sich Mißtrauen aus und das vermochte Bernhard nicht zu ertragen. „Ich will alles tun, was Du verlangst, mein einziger, guter Vater!“ schluchzte er.

„Dann hole ihn mir aus dem Gefängnis heraus, mit List oder Gewalt.“

Bernhard fühlte sich von einer namenlosen Angst erfasst. Waren diese wirren Reden schon die eines Geisteskranken? Der Vater hatte auf ihn in der letzten Zeit schon wiederholt den Eindruck gemacht, als ob er nicht mehr ganz klar sei; seine Reden hatten oft so wunderbar geklungen.

„Ja, Bernhard, hole ihn mir!“ wiederholte der Graf. „Ich kann nicht sterben, ehe ich ihn nicht noch einmal gesehen habe und ich fühle es, es geht bald mit mir zu Ende.“

„Ich bringe ihn Dir!“ gelobte der Sohn. „Morgen mit dem Frühzuge reite ich in die Stadt.“

„Ja, tue es, mein Sohn, ich werde so lange leben, bis ich ihn wiedersehen habe.“

Die Ankunft des Arztes machte der Unterredung ein Ende. Er fand den Zustand des Grafen im hohen Grade bedenklich und verhehlte Bernhard nicht, daß die Katastrophe nahe bevorstehen könne. Für den Augenblick ordnete er vollständige Ruhe an und verbannte sogar den Sohn aus dem Kranken- zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

St. Mihiel im Sturm genommen. Die Fußartillerie und ein Teil der Feldartillerie haben in 30stündigem Kampfe vorgearbeitet. Die 15. Infanteriebrigade mit den 16. Pionieren hat in dreistündigem Kampfe, Stein um Stein, Wall um Wall, das Werk genommen. Die 11. Infanteriebrigade mit dem Rest der Feldartillerie hat in langem schwerem Kampfe feindliche Ent- sätze abgewiesen. 5 Offiziere, 453 unverwundete und etwa 50 verwundete Mannschaften wurden ge- fangen genommen. Der Rest der Besatzung liegt tot unter den Trümmern und in den Kasematten der Sperr- forts. Dank Euch, Offizieren wie Mannschaften, für die Tat, die keiner in der Kriegsgeschichte nachsteht. Ehre aber auch dem Andenken der Opfer, die wir bringen mußten. Was wir und Sie taten, geschah für das Vaterland, geschah für unser und unserer Kindes- kinder Glück und Gedeihen. gez. von Hoeft.

Die deutsche Artillerie.

Lyon, 5. Okt. (W. B. Nichtamtlich.) „Progres“ ver- öffentlicht einen Brief eines französischen Artillerieoffiziers, in welchem dieser erklärt, daß die Franzosen der deutschen schweren Artillerie gegenüber wehrlos seien, da sie keine Ge- schütze von solcher Tragweite besäßen. Die deutschen Flug- zeuge leisteten zur Bekämpfung der gegnerischen Stellungen die größten Dienste. Wenn ein deutscher Flieger die französische Artilleriestellung ermittelt habe, bleibe der Artillerie nur ein schneller Stellungswechsel übrig, da sie sonst kurz darauf von einem dichten Geschosshagel überschüttet werde. Die Deutschen seien Meister in der Verwendung der Maschinengewehre. Angreifende Infanterie werde durch Rechenfeuer buchstäblich niedergemacht.

Indische Truppen in Marseille.

Was schon seit Wochen angekündigt wurde, ist nun Tatsache geworden. Indische Truppen sind in Marseille gelandet und sollen an den Kämpfen gegen die Deutschen teilnehmen. Die „Times“, die ja unterrichtet sein wird und in diesem Falle wohl nicht lügt, erzählt, daß zwanzig Transportschiffe die Indier herangebracht hätten, und daß sich unter den Truppen Gurkhas aus dem Pendschab und Beludschistan befinden. Die letzte Bemerkung ist offenbar in der telegraphischen Uebersetzung verstümmelt. Es gibt keine Gurkha- kriegs im Pendschab und Beludschistan. Es handelt sich dabei vielmehr um drei verschiedene Volksstämme. Die Gurkhas aber, die dem Ansehen nach vorwiegen, sind der herrschende Stamm im Fürstentum Nepal, das hoch an den Abhängen des Himalaja liegt und in seinem Klima am ehesten dem europäischen ähnlich ist. Sie sind ein aus Hinduelementen und Mongolen gemischtes Volk, das in seinem Aussehen leicht mit ganzen Mongolen, etwa Japanern verwechselt werden kann. Nach der Zahl der Schiffe, die den Transport bewirken haben, kann man annehmen, daß etwa 30,000 Mann, jedenfalls nicht viel mehr, in Frankreich ge- landet sind. Das ist eine geradezu lächerliche Zahl, wenn man sie an den Millionenheeren mißt, die im Kampfe stehen, zumal ihre Kampfkraft nach dem Urteil aller Kenner in einem europäischen Kriege ganz ver- schwindend gering ist, andererseits aber das rauhe Herbstklima diesen an die Sonne Indiens gewöhnten Kriegern wahrscheinlich ebenso verderblich sein wird, wie die deutschen Geschütze und Maschinengewehre. Einen Einfluß auf den Krieg werden diese Truppen also ebenso wenig haben wie die in Havre gelandeten 5000 Kanadier oder die von den Franzosen aus Afrika geholten Mohren oder — wenn es wahr wäre — die angeblich in Rußland angekommenen Japaner. Wohl aber werden diese größtenteils aus halb- oder un- zivilisierten Menschenrassen entnommenen Hilfstruppen vor aller Welt die Schande und Erbärmlichkeit der- jenigen deutlich machen, deren Nationalstolz es zuläßt, Asiaten und Neger auf Deutschland loszulassen. (F. B.)

Das Gefecht zwischen dem Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große“ und dem englischen Kreuzer „Highflyer“.

Berlin, 5. Okt. Am 26. August lag der Hilfs- kreuzer „Kaiser Wilhelm der Große“ in dem spanischen Hafen Rio del Oro mit zwei Kohlendampfern längs- weis, während ein dritter deutscher Dampfer etwa 500 Meter weiter seewärts vor Anker lag. Die gesamte Besatzung war seit Tagen bei der Kohlenübernahme beschäftigt. Die Bunker waren noch nicht zur Hälfte aufgefüllt, als gegen Mittag ein Schiff in Sicht kam, das sich als der englische geschützte Kreuzer „Highflyer“ herausstellte. Es fand dann folgender Signalverkehr durch Scheinwerfer zwischen beiden Schiffen statt: „Englisches Kriegsschiff: Ergeben Sie sich.“ „Kaiser Wilhelm der Große“: Keine Antwort. „Highflyer“: Ich fordere Sie auf, sich zu ergeben. „Kaiser Wilhelm der Große“: Deutsche Kriegsschiffe ergeben sich nicht. Ich ersuche Sie, die spanische Neutralität zu achten. „H.“: Sie kohlten schon zweimal in diesem Hafen. Ich fordere Sie auf, sich zu ergeben, wenn nicht, werde ich sofort auf Sie feuern. „K. W. d. G.“: Ich kohlte hier zum ersten Male. Im übrigen ist dies eine spanische Angelegenheit. „H.“: Ergeben Sie sich sofort. „K. W. d. G.“: Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen. Hierauf eröffnete um 1.16 Uhr „Highflyer“ das Feuer, das vom „Kaiser Wilhelm der Große“ sofort erwidert wurde. Der Kampf wurde von letzterem geführt, während das Schiff etwa 2000 Meter von der Küste vor Anker lag, sich also innerhalb der spanischen Hoheitsgewässer befand. Um unnötige Menschenverluste zu vermeiden, ließ der Kommandant des Hilfskreuzers das nicht in den Gefechtsstationen gebrauchte Personal auf die beiden längsweiser liegenden Kohlendampfer übersteigen, ebenso die an Bord befindlichen englischen Besatzungen der früher aufgebrachtten englischen Schiffe. Sobald die Dampfer vom Hilfskreuzer frei waren, zogen sie sich nach Süden zurück. Inzwischen hatte „Highflyer“ das Feuer auf beträchtliche Entfernung (etwa 1000 Meter) eröffnet. Er zog sich unter gleichmäßiger An- näherung von der Steuerbord- an die Backbordseite des Hilfskreuzers hinüber, entfernte jedoch sich wieder,

als er eine Anzahl von Treffern erhalten hatte. Nach etwa 1½stündigem Gefecht kam das Feuer des „Kaiser Wilhelm der Große“ aus Mangel an Munition ins Stocken. Gleich bei Beginn des Gefechts hatten nämlich die Hälfte der Munition verbrannt war, so daß dieser voll Wasser lief und die Munitionsförderung von unmöglich wurde. Als daher die Munition der achteren Geschütze verbraucht war, befahl der Kommandant, das Schiff, um es nicht in feindliche Hände fallen zu lassen, zu versenken. Dies geschah durch 12 Spreng- patronen, die schon vorher angebracht waren, so- wie durch Oeffnung der Lenzschieber. Der deutsche Hilfskreuzer hatte im ganzen zehn Treffer erhalten, die das Schiff jedoch nicht zum Sinken gebracht hätten. Beim Versinken der Geschütze stellte auch „Highflyer“ sein Feuer ein und näherte sich langsam bis auf 5600 Meter. Als er jetzt aus dem einzigen deutschen Geschütz, das über Munition noch verfügte, einer Re- volverkanone, beschossen wurde, begann auch der En- gländer wieder das Feuer, um es abzubringen, nachdem auch das Revolvergeschütz nach Verbrauch aller Munition hatte verstummen müssen. Der Munitionsver- brauch des englischen Schiffes wird vom deutschen Kom- mandanten auf 400 bis 600 Schuß geschätzt. Die Trefferergebnisse mit 2 Prozent gegen ein so großes und hohes Schiff, das noch dazu still vor Anker lag, waren also herzlich schlecht. Als „Kaiser Wilhelm der Große“ anging, sich infolge des eindringenden Wassers überzulegen, begab sich die Besatzung in die Boote. Der Kommandant verließ als letzter das Schiff, als dieses schon mit der Seite auf dem Grunde auflag und die Masten mit den an dem Topp gehängten Kriegs- flaggen unter Wasser verschwunden waren. Der Hurras aus den Booten brachten dem sinkenden En- gländer den letzten Gruß und das „Deutschland, Deutschland über alles“ erscholl ihm als Abschiedslied. In den Rettungsbooten landete der Teil der Besatzung, der an den Gefechten teilgenommen hatte, außer dem Kom- mandanten 7 Offiziere, 2 Bizesteuerleute, 72 Unter- offiziere und Mannschaften, an der spanischen Küste von Rio del Oro. Unter Mitnahme von zwei auf schnell hergestellten Tragbaren mitgeführten Rettungs- booten gelangten sie nach 2½stündigem Marsche sich in spanischen Tor. Der englische Kreuzer hatte sich in- zwischen auf 3000 bis 4000 Meter genähert und zwei Boote ausgesetzt, welche den deutschen Booten folgten, jedoch erst landeten, als die deutsche Besatzung bereits den Marsch nach dem Forts angetreten hatte. Die englischen Boote kehrten dann auf Signal an Bord ihres Schiffes zurück. In den spanischen Forts wurden die deutschen Seeleute von dem Fortskommandanten auf das beste aufgenommen. Sie befinden sich jetzt in Las Palmas auf den Kanarischen Inseln. Der Kommandant des „Kaiser Wilhelm der Große“ rühmt das ausgezeichnete Verhalten der Offiziere und Mannschaften während des Gefechts.

Pessimismus in London.

Mailand, 4. Okt. Ein Londoner Aufsatz im „Giornale d'Italia“ äußert sich über die Ausichten der Franzosen im Westen sehr pessimistisch. Man halte in Londoner militärischen Kreisen trotz der französischen Heldennarratives einen großen Zweifel an Erfolg für unwahrscheinlich; auch daran zweifle man, daß die Franzosen noch lange Widerstand werden leisten können. Wenn aber auch Frankreich unterliege, werde dies auf die Haltung Englands keinen Einfluß haben; England sei entschlossen, alles bis zum Ende anzusetzen, um eine deutsche Vorherrschaft in Europa zu verhindern. In bezug auf die nächsten Kriegsereignisse mache man sich in London durchaus keine Illusion. Man wisse, daß die deutsche Verteidigung der russischen Grenze großartig sei, daß die Schwierigkeiten eines russischen Vormarsches ungeheuer seien, daß die russische Artillerie der Deutschen sehr unterlegen sei. So fürchte man in London, daß der russische Angriff wenig Aussicht auf Erfolg biete. Mit Sorgen sieht man auch der Haltung der Türkei entgegen. Zwar sei die englische Diplomatie in Konstantinopel in der letzten Zeit etwas vorsichtiger geworden. Man fürchte aber dennoch eine Entscheidung der Türkei für Deutschland und fürchte die Folgen dieser Entscheidung in den englischen Kolonien, be- sonders in Mesopotamien. So ist die Stimmung in London recht wenig zuversichtlich.

Aus Südafrika.

London, 5. Okt. (Gr. Fikt.) Die „Daily News“ berichtet aus Südafrika: Colonel Grant telegraphiert, daß die Engländer bei ihrem Misserfolg an der Grenze des Randfontein- und des Barabab-Distriktes verloren. Verwundete, 8 Vermisste und 35 Gefangene verloren. Gefangenen würden von den Deutschen gut behandelt. General Luthin telegraphiert, daß Colonel Grant seine Schuld an diesem Unglück treffe; seine Leute hätten tapfer gekämpft. Ein weiteres Telegramm sagt, daß die deutschen Gefangenen auf Ehrenwort entlassen worden seien, da man augenscheinlich Wasser und Nahrung sparen wolle.

Die südafrikanische Regierung teilt den Text eines an- geblichen Aufrufes der Deutschen mit, der aber durch Water und Andries de Wet gezeichnet ist, worin die Buren ge- fordert werden, die englische Herrschaft zu stürzen. Es wird darin weiter deutsche Hilfe zur Errichtung eines Buren- korps, sowie freie Lieferung von Artillerie und Geschützen und Munition angeboten.

Verschiedene Meldungen.

Köln, 6. Okt. Die „Kölnische Zeitung“ gibt einen Drahtbericht von der holländischen Grenze wieder. Dar- nach sei der König der Belgier bereits von Antwerpen abgereist und habe sich nach Ostende begeben, um dort auf einem Kreuzer nach England überzusetzen, angeblich, um mit der englischen Regierung zu beraten. Gleichzeitig wird aus dem Haag gemeldet, daß der Kaiser sei unerwartet aus dem Haag eingetroffen, um die

zu äußerstem Widerstand gegen die Deutschen
Hannover, 5. Okt. (Nichtamtlich.) Wie der Groß-
herzog von Oldenburg das Eiserne Kreuz erwarb, das erzählt
man. Nur ein Verwundeter etwa folgendermaßen:
während wir Oldenburger sehr heftiges Artilleriefeuer
ausgehalten, immer näher rückten die
Feinde und ein Hagel von Geschossen lichtete unsere Reihen
auf. Einzelne Gruppen der unsrigen begannen zu weichen
und andere mit sich fort. Da kam von hinten her unser
Hauptmann; er stieg aus, entriegelte einen Verwundeten
und stürzte mit dem Rufe: „Donnerwetter, Kerls,
daß wir vorwärts!“ uns allen in dem heftigsten Kugel-
regen. Im Sprunge folgten wir und gelangten in eine
sehr vorzüglich Deckung bot. Von hier aus wurde
das Feindes kräftig abgeschlagen. Der Großherzog
während des Kampfes in der Schützenlinie und feuerte
mit.
Der Siegeszug unserer schweren Geschütze
an der Spitze geht im Sturmschritt vorwärts. Mit
überlegener Kraft des Feindes Kessel beherrschten wir
den Süden nunmehr auch den Südosten der
äußeren Forts von Antwerpen.
Die Meldung von der Ankunft der gelben
in Danaburg bespricht die „Germania“ folgender-
maßen: In den masurischen Seen ist noch viel Platz.
Die Deutsche Tageszeitung meint: Vom rein
militärischen Standpunkt wäre eine solche japanische
Anwendung nicht unmöglich. Als sehr unwahr-
scheinlich muß sie aber vom politischen Standpunkte
aus betrachtet werden.
Aus Nordalbanien wird neuerlich die Be-
satzung von Cattaro durch drei große französische
Kreuzer und vier französische Kreuzer gemeldet. Die
Kreuzer erwiderten das Feuer auf das energischste.
Zwei gezielte Schüsse wurden zwei Panzerkreuzer
getroffen und mußten den Kampfsplatz ver-
lassen. Der größere der beiden Kreuzer wurden die
Kugeln weg geschossen. Wegen schwerer Maschinen-
schäden wurde der kleinere Kreuzer von dem größeren
abgetrennt.
Berlin, 5. Okt. (Nichtamtlich.) Der von mehr
als hundert hervorragenden Vertretern deutscher Wissenschaft und
Kulturwelt, von dem wir
Kennenntnis gegeben haben, ist, wie wir hören, in
den nächsten Tagen überlegt und in vielen tausenden von Ab-
schriften in allen neutralen Ländern verbreitet worden.
Schwerin, 5. Okt. (Nichtamtlich.) Dem Herzog
von Mecklenburg-Schwerin ist das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse verliehen
worden. Der Kaiser hat die Verleihung des Militärverdienst-
kreuzes 1. Klasse für Auszeichnung im Kriege durch
den Herzog von Mecklenburg-Schwerin, fgl. Hoheit
der Herzogin für die Verleihung des Militärverdienst-
kreuzes 1. Klasse im Kriege. Ich werde diesen auch
dem Vater und Großvater getragenen Orden im An-
sehen der hervorragenden Verdienste tragen, mit der Bitte
um Verleihung des Militärverdienstkreuzes 1. Klasse.
Leipzig, 5. Okt. (Nichtamtlich.) Das Reichs-
gericht hat heute die Revision des Kunstmalers Johann
Gottfried (Eck) wegen Verleumdung eines Offiziers der
kaiserlichen Armee zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden
in einem Theaterkassette einen Stuhl „ausgeräuchert“,
wobei aus London: Der Gouverneur von
Paris vorgeschlagen, alle Städte in der
Provinz von Paris zu besetzen, die bei dem Vor-
stoß der Deutschen widerstandslos in die Hände der
Feinde gefallen sind. Die Befestigung soll so stark
gemacht werden, daß die deutschen
Truppen bei einem neuerlichen Vorstoß auf weit stärkere
Widerstand und einen härteren Widerstand stoßen als
bei dem Vorstoß aus Paris im August und September.
Sankt Petersburg, 5. Okt. (Nichtamtlich.) Die
Verleumdung des Offiziers werden folgende Städte be-
setzt: Sankt Petersburg, Saint Petersburg, Montmorency,
Chantilly, Melun, Mantos, Meaux. Die
Verleumdung dieser Städte wird aus den Reihen der
Armee, die unter der Leitung in Südfrankreich
steht. In Creusot wird Tag und Nacht
hergestellt schwerer Artillerie gearbeitet, die
auf die Front geführt werden soll. (Notiz
aus dieser Meldung geht deutlich
hervor, daß die Franzosen mit einem erfolgreichen Vor-
stoß rechnen.)
Brüssel, 5. Okt. (Nichtamtlich.) Dem Ver-
trauen des Generalgouverneurs von Belgien, Erzherzog
Ferdinand, wurde das Eiserne Kreuz verliehen.
Paris, 5. Okt. (Nichtamtlich.) „Progres“ schreibt:
Die Verluste an Offizieren mußte die fran-
zösische Armee die Offiziere anweisen, mehr als bisher
zu nehmen und waghalsige Angriffe nur im Notfall
zu machen.
Konstantinopel, 5. Okt. (Nichtamtlich.) Der militärische
Stand der türkischen Armee schreibt in einer Übersicht über die
Kriegssituation: Selbst wenn es den Ver-
teidigern gelänge, die Deutschen zurückzutreiben und den Russen
den Durchbruch zu verjagen. Die Perser griffen die
Russen an, töteten mehrere und besetzten die bis-
her in ihren Händen innegehaltenen Gebiete.
Moskau, 5. Okt. (Nichtamtlich.) Der militärische
Stand der russischen Armee schreibt in einer Übersicht über die
Kriegssituation: Selbst wenn es den Ver-
teidigern gelänge, die Deutschen zurückzutreiben und den Russen
den Durchbruch zu verjagen. Die Perser griffen die
Russen an, töteten mehrere und besetzten die bis-
her in ihren Händen innegehaltenen Gebiete.

die große Opfer kosten werden. Deutschland steht nach wie
vor einig da, seine Hilfsquellen sind reich, seine militärischen
Kräfte in der Hauptsache ungeschwächt und seine Arsenal-
e und Werkstätten fernherhin im Stande, dem Heere und der Flotte
große Dienste zu leisten. Außerdem muß man damit rechnen,
daß hinter den Stellungen an der Aisne mehrere ähnliche Ver-
teidigungslinien errichtet worden sind und daß der Kriegsan-
satz der gewaltigen östlichen Front mehrere Monate dauern wird.
London, 3. Okt. Der „Daily Telegraph“ berichtet:
In Grimsby ist man seit einigen Wochen außerordent-
lich beunruhigt wegen des englischen Schiffes
St. Guthbert, das am 21. August abgefahren war
und seit dieser Zeit nichts mehr von sich hatte hören
lassen. Aus einem Schreiben des Kapitäns des Schiffes
geht hervor, daß es von den Deutschen versenkt
und die Besatzung gefangen genommen
worden ist. Der Brief des Kapitäns Green lautet:
Wir sind von einem deutschen Torpedoboot ge-
fangen genommen und unser Schiff ist versenkt worden.
Die Deutschen kamen nachts an Bord und nachdem
sie sich unsere Schiffspläne hatten geben lassen, be-
fahlen sie uns, unbedinglich zu ihnen an Bord zu
kommen. Sie behandelten uns sehr gut.
Essad Paschas Einzug.
Rom, 5. Okt. Essad Paschas Einzug in Durazzo
erfolgte an der Spitze von angeblich 12.000 Mann.
Vom Balkon seines Schlosses aus hielt Essad Pascha
eine Ansprache an das Volk. Er versprach eine Aera
der Gerechtigkeit.
Bayern und Preußen im Feuer.
Ein Einjähriger, Unteroffizier in einem
Infanterie-Bataillon, erzählt in den
Münd. R. N. folgendes interessante
Einzelbild aus dem großen Kampfe auf
der Westfront:
„Nächtlich kam Bewegung in unser Regiment; wir
machten vor. Kaum hatten wir den Wald verlassen, so
pflüchten schon von der gegenüberliegenden Höhe die Kugeln
an uns vorüber. Wir eilten im Aufschritte vor, um den
Bach, welcher im Grunde floß, zu gewinnen. Wir durch-
schritten ihn, Gewehr hoch. An manchen Stellen reichte
uns das Wasser bis zur Brust. Dann ging es den Hang
hinauf. Die feindlichen Granaten bestrichen den ganzen
Raum, den wir durchschreiten mußten. Über mir platzte
eine Granate und ein Stück, so groß wie eine Hand, fuhr
einen Schritt neben mir in den Boden. Der Luftdruck
schüttelte mich, daß ich wankte; aber nur vorwärts! Wir
eilten weiter in Rauch und Dampf, in Schmutz und Not,
der uns ins Gesicht spritzte.
Endlich erreichten wir den Rand des Waldes, der die
Höhe krönt. Hier nehmen wir volle Deckung; denn was
uns da erwartete, ist nicht zu beschreiben. Wir lagen
in einer Linie, die Köpfe am Boden, so tief es ging. Die
Kugeln schirrten so dicht, ungefähr wie das Getreide
aus der Sämaschine fällt. Die französische Infanterie
hatte den Waldsaum verlassen und die nächste Höhe zur
Verteidigung gewählt. Nun war der Waldsaum das Ziel
der Artillerie. Er wurde buchstäblich zusammengepöckelt;
die dicksten Bäume wurden in der Mitte abgerissen und
entwurzelt. Holztrümmer flogen umher; eine Granate
fuhr drei Schritte links von mir in den Schützengraben,
in welchem wir dicht beieinander lagen. Mein Kamerad
rechts bekommt eine Kugel in den Kopf; er will die Hand
noch heben, sie sinkt wieder herunter. Der zweite neben
mir bekommt einen Querschläger in den Unterarm. Er
schreit auf. Mit einer Schnur presse ich ihm den Oberarm
zusammen, daß er nicht an Blutverlust stirbt.
Ich trübe zum Hauptmann, um zu fragen, was wir
tun sollen. Hier liegen bleiben können wir nicht, sonst
sind wir alle tot. Mein Hauptmann schickt mich zum
Bataillonskommandeur; ich solle ihm melden, wenn wir
nicht Artillerie bekämen, sei das ganze Bataillon verloren.
Im Augenblicke eile ich den Abhang hinunter; links und
rechts schlagen die Granaten wieder ein. Endlich finde ich
ihn, melde ihm, daß schon vier Offiziere tot sind und das
ganze Bataillon vernichtet wird, wenn wir nicht Artillerie
bekommen. „Wir bekommen keine Artillerie, gehen Sie in
Gottes Namen zurück!“ Die Tränen brechen ihm aus den
Augen.
Ich keuche den Berg wieder hinauf. Gerade will mein
Hauptmann den Befehl zum Vorrücken geben. Ich bringe
den Bataillonsbefehl. Der Rückzug wird angetreten über
das Tal zur Höhe, von der wir gekommen sind. Wir
sehen uns fest an der Straße, welche sich längs des
Hanges hinzieht. Hier wollen wir bleiben, das Bistier
wird auf 800 gestellt, die Patronen werden bereitgelegt.
Da sprengt ein preussischer Offizier auf schaum-
bedecktem Pferde zu meinem Hauptmann: „Herr Kamerad,
die preussischen Brüder rechts verbluten, wenn die Bayern
nicht aushalten!“ Wir sehen keinen Major, der Haupt-
mann befiehlt dem Bataillon: „Vorwärts marsch!“
Die Trommel wirbelt; es geht wieder den Berg
hinauf zu unserm Grab. Als wir den Waldrand erreicht
hatten, kommt uns endlich Hilfe. Gerade wollte eine
französische Brigade gegen unser Bataillon vorgehen, da
kommt ihr in die linke Flanke das ... Regiment. Wir
atmen auf; wir und die Preußen sind gerettet. Wir
bleiben noch am Waldrand, bis der Abend hereinbricht.
Dann fragen wir die teuren Toten aus dem Walde.
Unsere beiden Leutnants, ein aktiver und ein Reserve-
leutnant, die beide unmittelbar vor dem Kriege geheiratet
hatten, wurden vorbeigetragen. Wir sehen still mit dem
Helm in der Hand; wir weinen ...“
Von der Front.
(Aus Feldpostbriefen deutscher Krieger.)
... Seit Sonntag liegen wir hier. Am Montag
haben wir die Engländer zurückgeschlagen, sollten aber
nicht weiter verfolgen. Nun liegen zwei Kompanien von
uns schon seit Montag bei Sturm und Regen im
Schützengraben. Essen und Trinken wird in Eimern hin-
getragen. Unsere Kompanie liegt in Reserve in einer
großen Steinhöhle. Immer sprunghaft, Gewehr im
Arm bei Tag und Nacht! Jede Nacht haben die Engländer
einen Durchbruch versucht, um sich mit den Franzosen zu
vereinigen, aber wir sind auf der Hut. Sie werden stets
mit einem tüchtigen Feuer empfangen.
Mit Geld ist nichts anzufangen.
Uns geht es ganz gut. Essen haben wir genug.
Wasser ist nur dreiviertel Stunde von uns entfernt, aber
Tabak ist knapp, knapper als Geld. Wenn Jahr einmal
Gelegenheit habt, so schickt mir, bitte, ein paar Zigarren.
Mit Geld ist hier nichts anzufangen. 70 Mark habe ich
schon an meine Braut geschickt. Alles, was gebraucht wird,
wird gegen Vorn gekauft; d. h. in jeder Kompanie ist nur

ein Unteroffizier berechtigt, anzukreten. Wenn wir Geld
für die Kompanie gebrauchen, dann gebe ich nur mit
zwei Mann auf den nächsten Hof. Ich gebe dem Bauern
einen Zettel aus meinem Notizbuch in die Hand, worauf
steht, daß N. N. einen Ochsen im Gewicht von 300 Kilo
empfangen hat, und fertig ist die Laube. Seit dem 2. Sep-
tember habe ich keine Post bekommen. Du mußt die
schlechte Schrift entschuldigen, ich sitze hier auf der Feld-
küche, weil rund herum alles naß ist. Wenn Du einmal
ein Schlachtfeld sehen würdest, so bin ich überzeugt, daß
Du schlapp machst ...
Mein erstes Gesecht.
... Wieder ruft der Bataillonskommandeur von
vorn: „Marsch! marsch! Hinter dieses Haus! Die
vorbersten Hügel erhalten Befehl, in die etwa 50 Meter
weiter am Kanal liegende Schützengraben einzuschwärmen,
mein Zug soll nach links. Also in Gottes Namen los!
Durch ein Versehen stürzte der Zug noch etwas. Diese
Gelegenheit benutzte der Regimentskommandeur, um uns
noch zuzurufen: „Also Ruhe, Ruhe, Leute! Und vor
allem gut zielen!“ Aufgeregt war aber doch fast jeder im
ersten Augenblick. Ich beobachtete z. B., daß so mancher
sich eine Sekunde lang einen gewissen Rud gab, gleichsam
als wollte er ein gewisses Baudern überwinden.
Reserveleute, wie wir sie haben — teils sind es auch
Landwehrleute — gehen nicht so sorglos in den
Kampf wie die aktiven Truppen. Aber sind sie erst
dabei, dann kann ihnen kein Feind widerstehen; sie kämpfen
wie im Waidwerk. Beim Vorlaufen mußten wir in einen
Schützengraben, kleine Erdbügel, die die am Kanal
liegenden Schützen sich als Deckung aufgeworfen hatten.
Wir merkten aber auch bald, warum diese Erdbügel auf-
geworfen waren. Fünf Meter hinter uns lag ein Garten-
haus, auf das vom Feinde geschossen wurde. Vor und
hinter uns hing es nun an, dumpf aufzuschlagen und zu
prasseln, jedesmal, nachdem drüben ein Kanonenschlag
erlöst war. Das dauerte ungefähr eine Stunde. Es
waren fürchterliche Minuten, so wehrlos dazuliegen. Jeden
Augenblick, wenn ein Schrapnell angelaut kam, dachte
man: „So, jetzt bist du erledigt.“ Aber schließlich kam
unsere Artillerie und brachte die belgische zum Schweigen.
(Damb. Fremdenbl.)
Soldatensprache.
Von
Leo Sedlich.
Jeder Beruf und jeder Stand hat seine Sump-
sprache: auch der Soldatenstand besitzt eine solche, und sie
ist sogar eine recht reichhaltige. Die deutsche Soldaten-
sprache vermehrt ständig ihren Wortschatz, zu dem be-
sonders die lange Friedenszeit viel beigetragen hat, die
dem Soldatenhumor einen großen Spielraum gestattete.
Außerdem ist die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der
deutschen Mundarten einem solchen soldatischen Wortschatz
besonders günstig.
Es ist merkwürdig, daß eine große Anzahl soldatis-
cher Ausdrücke keinen deutschen Ursprung hat.
Die Bezeichnung der Waffen ist zumeist eine fremd-
ländische: die Kanone ist aus dem italienischen canone,
das „große Rohr“ bedeutet, abgeleitet, ebenso die Pistole,
die zuerst in der italienischen Stadt Vistola hergestellt
wurde. Das Bajonett führt den Namen auf die fran-
zösische Stadt Bayonne zurück, Bomben, Kartätschen und
Granaten sind alle drei italienisch. Bomba war der
Sinder, mit der die erste Bombe zur Explosion gebracht
wurde. Kartätsche kommt von cartaccia, das ursprünglich
grobes Papier, dann als cartoccolo eine Patrone be-
zeichnete, ein Wort, von dem auch das französische
cartouche abgeleitet ist.
Die Kugeln, die herumfliegen, werden „blaue Bohnen“
genannt. Die Herkunft dieses Wortes ist leicht aus der
Ähnlichkeit mit den Bohnen zu erklären. Die Engländer
nennen die Kugeln „blaue Bollen“, die Franzosen
„Blaumen“. Weniger bekannt, aber früher auch stark ge-
bräuchlich war der Ausdruck „blaues Korn“. In einem
Gedicht von Schenckendorf findet sich die Stelle:
Wir ein heißes blaues Korn
Dem Räuber frech entgegen.
Schwieriger als die Entstehung einzelner Wörter ist
der Ursprung von soldatischen Redensarten festzustellen.
Eines der bekanntesten ist die Redensart: „Den Teufel
im Leibe haben“, die besonders in der friederizianischen
Ära stark im Schwange war, aber auch heute noch oft
angewendet wird. Die Redensart geht auf die Zeit zurück,
in der Geistesgestörtheit, besonders aber Lohndiener als das
Berk böser Dämonen angesehen wurde, die in den Körper
eines Menschen „eingefahren“ waren und den Unglück-
lichen zur Raserei trieben. Die Austreibung solcher
Dämonen durch Beschwörungen wurde lange bis in die
Neuzeit hinein ausgeübt und hatte, wenn es sich um
hysterische Zustände handelte, sogar nicht selten über-
raschende Erfolge. Die übertriebene Phantasie der Zuschauer
sahen den Teufel direkt aus dem Wunde herausfahren.
Ein alles mit sich fortreisender Wagemut, eine bis
zu Höchstleistungen gesteigerte Tollkühnheit bezeichnet man
nachher als Luten, die von Luten ausgeführt wurden, die
den Teufel im Leibe haben. Es wurde das späterhin als
eine Schmeichelei aufgefaßt und von den tapfersten Hau-
degen wurde mit Stolz erzählt, es seien Leute, die den
Teufel im Leibe hätten und die sich durch nichts ins
Bockshorn jagen ließen.
Auch diese Redensart hängt mit der Vorstellung zu-
sammen, die man vom Satan hatte. Er ist einem Bock
ähnlich und trägt gleich diesem Hörner. Mit der Redensart
soll nun ausgedrückt werden, daß die wahnsinnige Angst
einen direkt dem Teufel zutreiben kann. Eine andere,
ebenfalls nicht ungläubwürdige Erklärung ist die, daß der
Bockshorn, eine stark riechende Pflanze, früher dazu
benutzt wurde, böse Geister, die man gegen Gerüche für
sehr empfindlich hielt, zu vertreiben. Es müßte aller-
dings dann heißen: mit dem Bockshorn jagen. In Asien,
wo der Dämonenglaube besonders verbreitet ist, hat man
aber früher streckenweise den Bockshorn angebaut und bei
gewissen Gelegenheiten die Dämonen mit Geschrei und
Flintenschüssen in den Bockshorn getrieben.
Eine andere soldatische Redensart ist: „Den Feind in
die Pfanne hauen.“ Am naheliegendsten war die Erklärung,
diese Redensart auf die Pulverpfanne zurückzuführen, mit
der früher die Gewehre verlesen waren. Diese Erklärung
ist aber unsinnig, denn auch bildlich ist die Vorstellung den
Gegner in die Pulverpfanne zu hauen, nicht klar. Gemeint
ist die ganz gewöhnliche Küchenpfanne, in der die Eier
zerbraten werden. So wie das Ei zerbricht und sein
Inhalt zerfließt, so soll der Feind zerhackt und bis
zur Untertunlichkeit vernichtet werden. Dieser Deutung
entspricht auch die Redensart: „Den Feind in den Kessel
hauen.“ Eine andere Unterlegung geht von der Bezeichnung
der Gefangenen im Schenkel- und Armbein aus, wo die
sogenannte „Kugel“ aufsteht. Wird jemand mit Wucht in
die Pfanne gehauen, so verliert er sofort seine Bewegungs-
kraft und wird vollständig kampfunfähig.

Der getötete Feind muß „ins Gras beißen“. Auch für die Erklärung dieser Redensart gibt es zwei verschiedene Ursprünge: die eine weist darauf hin, daß der niederstürzende Feind gewöhnlich nach vorne fällt und im Verfallenden noch krampfhaft den Mund öffnet und schließt, also ins Gras beißt. Die andere Auslegung geht dahin, daß die Redensart von dem Tode eines vor Durst Verblutenden herrührt, der in Verzweiflung ins Gras beißt, um die vertrockneten Lippen zu befeuchten.

Hart ist der Krieg und hart sind jene Redensarten, die in der Ausübung der blutigen Pflicht entstehen. Wenn es gilt, den Feind zu besiegen, dann muß die Redensart zur ernstlichen Tatsache werden. Und unsere braven Truppen tun wahrhaftig das ihre dazu, um einen großen Teil der Feinde in die Pfanne zu hauen und damit die andern ins Bockshorn zu jagen.

Auszug aus der Preussischen Verlustliste Nr. 40 und 41. Infanterie-Regiment No. 116 Gießen.

2. Bataillon, 5. Kompanie.
Reservist Karl Bedenbender-Fellendillen, Kreis Wiesbaden (wahrscheinlich Fellerdillen, Dillkreis), tot.

Vizefeldwebel Karl Orth-Frohnhausen, Dillkreis, tot.

Vizefeldwebel Paul Riese-Herborn, Dillkreis, verwundet.

Reservist Otto Hild-Arborn, Dillkreis, verwundet.

Reservist Heinrich Bedenbender-Fellendillen (Fellerdillen), Dillkreis, verwundet.

Reservist Friedrich Wilhelm Grimm-Fellendillen (Fellerdillen), Dillkreis, verwundet.

6. Kompanie.

Reservist Karl Haas-Herborn, Dillkreis, tot.

7. Kompanie.

Reservist Wilh. Ewald Thielmann-Oberroßbach, Dillkreis, tot.

Reservist Karl Heinrich Schmidt-Offendillen (Offdillen), Kreis Dill, vermisst.

8. Kompanie.

Reservist Oskar Diebel-Rodenbach, Dillkreis, verwundet.

Gefreiter der Reserve Adolf Hofmann-Waldbach, Dillkreis, verwundet.

Musketier Heinrich Maage-Niederfeld, Dillkreis, verwundet.

3. Bataillon, 11. Kompanie.

Reservist Wilhelm Oppermann-Bergebersbach, Dillkreis, leichtverwundet.

Dragoner-Regiment No. 9 Reg.

3. Eskadron.

Dragoner Hermann Reith-Dillenburg, Dillkreis, leichtverwundet.

Fusaren-Regiment No. 13 Diedenhausen.

Fusar Reinhard Nickel-Merkenbach, Dillkreis, vermisst.

Pionier-Bataillon No. 2 Stettin.

2. Reserve-Kompanie.

Pionier Reinhard Götz-Eiershausen, Dillkreis, schwer verw.

Aus Nah und Fern.

* Ein im hiesigen Krankenhaus untergebrachter Verwundeter, der Lehrer Carl Neumann aus Friedberg, der seinen schweren Verletzungen — Arme und Beine waren ihm mehrfach zertrümmert — erlegen ist, wurde heute früh nach seiner Heimat überführt, um dort beigesetzt zu werden. Die hiesigen Verwundeten hatten ihrem braven Kameraden einen schönen Kranz gestiftet und gaben ihm das Geleit bis über das Weichbild der Stadt. Weiter gab dem Braven das Ehrengelände noch der hiesige Kriegerverein mit Fahne und ein Trauer-Kommando der hier einquartierten Landsturmkompanieen, auch die hiesige Freiwillige Sanitätskolonne beteiligte sich an dem feierlichen Akte.

* Auf dem Felde der Ehre starb den Heldentod fürs Vaterland ein Herborner Kind, der Schloffer Wilhelm Daum von der 12. Kompanie 81. Reserve-Inf.-Regt. Wie uns mitgeteilt wird, fand ihn sein Bruder Louis am 26. Sept. mit dem tödlichen Schuß im Walde und begrub ihn selbst. Der Brave war hier in Herborn bei vielen Vereinen eine beliebte Kraft.

* Das Eisene Kreuz wurde Herrn Stabsveterinär beim Res.-Feld-Artillerie-Regt. Nr. 25, Kreisarzt Wenzel von Limburg, verliehen.

Die, 2. Okt. Die überaus reiche Kartoffelernte hat ein Sinken der Preise im Groß- wie im Kleinhandel zur Folge gehabt. Der Zentner wird zum Preise von 2.50 bis 2.60 Mark an Privatsender geliefert.

Uffingen, 4. Okt. Die Arbeiten an dem Bau der zu errichtenden Erziehungsanstalt für Schülern der katholischen Fürsorgezöglinge, von dem man gehofft hatte, im Laufe des Sommers die Erdarbeiten und ein Teil der Mauerarbeiten auszuführen, ruhen infolge der Kriegswirren völlig.

Gms. (Erfahrungen aus dem Leben eines Soldaten.) Ein Artillerist des 27. Regiments berichtet: An einem der letzten Tage vor Abgang des Briefs kam der kommandierende General gerade dazu, als ein Soldat, welcher bei der Abdrückung des Schlachtfeldes beschäftigt war, ohne sich vielleicht Böses dabei zu denken, einen französischen Gefallenen an den Beinen zu dem bereits ausgeworfenen Grab zu ziehen im Begriff war. In ernster Weise verwies der General sein Tun, und am nächsten Tage wurde ein Korpsbefehl bekannt gegeben, nach dem gefallene gegnerische Soldaten ganz in derselben Weise an das Grab zu tragen seien, wie die aus den eigenen Reihen Gefallenen. — Ein Achtziger aus Wiesbaden ist verwundet worden. Das Blut schießt aus der Uniform heraus, man weiß aber nicht, wo sich die Wunde befindet. Ein Sanitätsfeldarzt knüpft ihm den Rock auf. In demselben Moment trifft den Samariter ein Schuß in den Kopf und streckt ihn tot nieder. Ein anderer Achtziger aus Wiesbaden liegt verwundet auf dem Schlachtfeld, dicht neben einem verwundeten französischen Soldaten. Dieser greift plötzlich in die Tasche. Unser Landsmann, in welchem die Meinung entstand, daß der Franzose einen Revolver hervorziehen wolle, erhebt sich mühsam und ersicht ihn. Als man näher zusieht, hält der Erstochene das Bild seiner Frau und seiner drei Kinder in der Hand. Der Wiesbadener wurde von Erregung überwältigt. (Gms. 3.)

— (Liebergaben.) Die direkte Zuführung von Liebesgaben an die im Felde stehenden Truppen ist auch hier begonnen worden. Am vorigen Sonntag konnte die erste Sendung abgehen, deren Uebermittlung Herr Kommerzienrat Schaefer mit seinem großen Kraftwagen freundlichst übernommen hatte. Mit Genehmigung des stellw. Generalkommandos 8. Armeekorps

Coblenz war Herr Bürgermeister Scheuern mit der Führung beauftragt. Herr Kaufmann Alwin Möbus hatte sich in entgegenkommender Weise als Fahrer zur Verfügung gestellt. Die Reise mit dem schwerbeladenen Kraftwagen ging über Trier-Lutzerath. Am Montag vormittag 11 Uhr traf der Transport in Sedan ein. Als bald konnte den auf freudigste überlachten Landsturmleuten aus Diez und Umgebung der Gruß aus der Heimat in Gestalt von Paketen mit verheißungsvollem Inhalt übermittelt werden. Nachmittags wurde die Fahrt fortgesetzt zu den Truppen unseres 1. Bataillons 160. Ueber Bouziers auf der Straße nach Reims an dem total zusammengekauften S. vorbei ging es dann nach Morveau, einem kleinen französischen Ort, etwa 5 km. von der Gefechtsstellung. Dort traf man die Bagage des 1. Bataillons 160, der die Liebesgaben der Stadt Diez in großen Säcken verpackt übergeben wurden, und deren Führer, Herr Feldpostmeister Stahl, die direkte Beförderung in die Linie übernahm. Die Gaben für das 18. Korps, das unterdessen weiter nordwärts zur 2. Armee verschoben worden war, konnten einem Transport, der direkt den Weg dorthin antrat, mitgegeben werden. So haben die Herren ihre Mission in befriedigender Weise erfüllt und konnten mit dem Bewußtsein heimkehren, daß die von den Truppen so begehrten Sachen auch tatsächlich in ihre Hände gekommen sind, und das ist doch die Hauptsache. Weitere direkte Sendungen mit Kraftwagen sind vorbereitet. Samstag ist ein Transport mit Liebesgaben und Wollensachen unter Leitung des Herrn Geheimrats Landrat Duderstadt nach Sedan abgegangen.

Frankfurt. Ein interessanter Prozeß gegen eine Mannheimer Großmühle kam hier zum Austrag. Ende Juli fandte ein hiesiger Mehlhändler einer Mannheimer Mühle 2950 Mark für 100 Säcke Mehl ein, deren Anlieferung er nach kurzer Zeit erwartete. Inzwischen kam der Krieg. Jetzt schrieb die Mühle dem Händler, sie würde das Mehl nur liefern, wenn er noch 1200 Mark nachsenden würde. Daraufhin klagte der Händler. Während der Verhandlung, die dieser Tage stattfand, erklärte die Großmühle jedoch plötzlich, sie wolle die 100 Säcke Mehl für den alten Preis liefern und auch noch die Gerichtskosten übernehmen. Womit man sich natürlich allseitig einverstanden erklärte. — Die Strafkammer verurteilte den 30-jährigen Lederarbeiter Konrad Klauer wegen Tötung seiner Ehefrau zu der gesetzlichen Mindeststrafe von 3 Jahren. Klauer hatte, als er am 4. August in das Heer eintreten sollte, seine kranke Frau auf deren Verlangen durch einen Schuß in das Herz getötet und sich dann selbst zu entleiben versucht. Der Mann genas aber wieder.

WTB. Berlin, 4. Okt. (Nichtamtlich.) Dem Generalobersten v. Hindenburg sind zu seinem Geburtstag so zahlreiche, freundliche Glückwünsche zugesandt worden, daß er sich zu seinem großen Bedauern ganz außerstande sieht, diese unermittelbar zu beantworten. Er bittet daher herzlich, mit dieser Dankagung vorliebnehmen zu wollen.

F o Zulassung von Paketen durch die Feldpost. Amtlich wird bekanntgegeben, daß das preussische Kriegsministerium beim Generalquartiermeister die verfahrensmäßige Beförderung von Privatpaketen erwirkt hat.

Zunächst ist für die Auslieferung solcher Pakete die Zeit vom 19. bis 26. Oktober in Aussicht genommen. Bewährt sich diese Einrichtung, und wird von den Angehörigen in der Heimat kein unangemessener Gebrauch von ihr gemacht, so soll das Verfahren von Zeit zu Zeit wiederholt werden. Die zwischen dem Kriegsministerium und dem Reichspostamt getroffenen Vereinbarungen über den Versand dieser Pakete werden demnächst bekanntgegeben werden. Es wird darauf hingewiesen, daß schwere Pakete nach wie vor gemäß § 23 der Feldpostdienstordnung den Ersatztruppenteilen zu übersenden sind.

O Die Anfertigung der Uniformen zu Mindestlöhnen wird von der Militärverwaltung in Berlin streng überwacht. Neben den Fabriken wird auch das Handwerk berücksichtigt. Die Heeresverwaltung schloß mit dem Verband der Berliner Herrenschneider einen Vertrag ab. Die etwa 250 Mitglieder stellen 150 000 Waffenrocke her zum Preise von 8 Mark pro Stück. Die Stoffe liefert die Militärverwaltung. 75 Prozent des Preises sind für Löhne bestimmt, da entsprechend den aufgestellten Grundätzen zugleich die Arbeiter vor einer Notlage bewahrt werden sollen. — Auch die Anfertigung von Bekleidungsstücken für den Landsturm beschäftigt in hohem Grade das Berliner Schneidergewerbe. Um der Zahlung von Schandlöhnen durch Zwischenmeister vorzubeugen, hat die Militärverwaltung angeordnet, daß zu zahlen sind für die Anfertigung einer Bluse 6,45 Mark, eines Mantels 8,30 Mark und einer Hose 2,85 Mark. Die Maßzutaten sind von den Arbeitgebern unentgeltlich zu liefern. Arbeitgebern, die eine Herabsetzung dieser vorgeschriebenen Preise vornehmen, wird die Arbeit entzogen.

O Höchstpreise für Kunstdünger. In Besprechungen im preussischen Landwirtschaftsministerium über die Versorgung der Landwirtschaft mit Kunstdünger ist festgestellt worden, daß die infolge des Krieges zu beklagende Knappheit an Stickstoffdünger von gewissen Kreisen dazu ausgenutzt wird, für das schwefelsaure Ammoniak Preise zu verlangen, die nach den an die Fabrikanten zu entrichtenden Preisen nicht gerechtfertigt sind. Hiernach wird die Festsetzung von Höchstpreisen für das schwefelsaure Ammoniak nicht zu umgehen sein. Die Verhandlungen hierüber sind eingeleitet.

Weilburger Wetterdienst.

Aussichten für Mittwoch: Abnehmende Bewölkung, nur strichweise und vereinzelt leichte Regenfälle, etwas kälter.

Für die Redaktion verantwortlich: Otto Bed.

Brandversicherung betr.

Diesemjenigen Gebäudebesitzer hiesiger Stadt, welche eine Aufnahme neuer Gebäude, Erhöhung, Aufhebung oder Veränderung bestehender Versicherungen bei der Nassauischen Brandversicherungsanstalt für 1915 beabsichtigen, wollen dies bis spätestens 15. Oktober d. J. schriftlich oder zu Protokoll auf dem Rathaus anmelden.

Herborn, den 26. September 1914.

Der Bürgermeister: Dirlendahl.

Freiwillige Gaben für die im Felde stehenden Truppen.

Es wird hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht, daß für freiwillige Gaben zum Besten der im Felde stehenden Truppen, Verwundeten und Kranken im Bereiche des 18. Armeekorps 2 Abnahmestellen in Frankfurt a. M. und zwei

Abnahmestelle 1 für Sanitätshilfsmittel (Zigarettenbedarf)

im Carlton-Hotel am Hauptbahnhof,

Abnahmestelle 2 für Bekleidungsstücke (Socken, Unterhosen, Leibbinden, Strümpfe usw.), Nahrungsmittel (gute Konserven), Genussmittel (Zakat, Zigarren)

in der stellvertretenden Intendantur des 18. Armeekorps, Hedderichstraße 59, Erdgeschoss rechts,

eingerrichtet worden sind, welche dem Generalkommando unterstehen.

An diese Abnahmestellen sind alle freiwilligen Gaben (nicht Geld) zu richten, gleichviel ob sie von Vereinen, Sammelstellen oder von einzelnen Gebern gesendet werden. Gaben mit Sonderbestimmungen, z. B. für Angehörige einer Provinz, einer Truppengattung usw., anzunehmen, ist nicht möglich, derartigen Wünschen kann nicht entsprochen werden. Bei Zuführung von Gaben aus der Umgegend in Herborn muß ein Inhaltsverzeichnis aufgelegt sein, das einer Riste soll 70 Kilo nicht übersteigen.

Abnahmestelle 2 freiwilliger Gaben für das 18. Armeekorps:

Komm.-Rat Robert de Neufville.

Persil

für Leibwäsche

Henkel's Bleich-Soda.

Luhns
Wasch-Extrakt
Salm-Seife
"Luhns"-Seife
"Abbräuer"-Seife
Luhns Seifen-Fabrikanten

Kirchliche Nachrichten.

Herborn:

Dienstag, den 6. Oktober.
Abends 9 Uhr in der Kirche.
Kriegsbesuche.



Todesanzeige.

Am 26. Sept. starb den Heldentod fürs Vaterland mein innigst geliebter Mann, der treubesorgte Vater meines Kindes, unser lieber Sohn, Schwiegersohn, Bruder, Schwager und Onkel.

Wilhelm Daum,

im 31. Lebensjahre.

Im Namen der tieftrauernden Hinterbliebenen:

Auguste Daum, geb. Adam und Kind.

Herborn, den 6. Oktober 1914.



Am 3. Oktober starb den Heldentod fürs Vaterland mein lieber Vater, unser guter, treubesorgter Sohn, Bruder, Schwager und Onkel.

Louis Fischer,

Landwehrmann der 9. Komp. Res.-Inf.-Reg. 81, im Alter von 30 Jahren, was wir hierdurch tiefbewegt anzeigen.

Herborn, Gießen, den 5. Oktober 1914.

Marie Fischer, geb. Kawolett,

nebst Kinder.

Sein Leben war Mühe und Arbeit.

Jungdeutschlandbund Ortsgruppe Haiger.

Für Kaiser und Reich fiel am 26. September 1914 unser Vorstandsmitglied, Herr Schreinermeister

Carl Schleifenbaum,

im Alter von 30 Jahren. Tief erschüttert bedauert die hiesige Ortsgruppe ganz Verlust dieses der Jugendpflege ganz zugetanen Mannes. Seine vornehme Gesinnung und hervorragenden Charaktereigenschaften, seine Pflichttreue bis in den Tod sollen uns allen ein leuchtendes Vorbild und sein Andenken wird im Jungdeutschlandbunde unvergessen bleiben.

Im Namen des Vorstandes:
Erich Schramm, 1. Vorsitzender.